Zeitschrift: Jugend und Sport : Fachzeitschrift für Leibesübungen der Eidgenössischen Turn- und Sportschule Magglingen

Herausgeber: Eidgenössische Turn- und Sportschule Magglingen

Band: 29 (1972)

Heft: 4

Artikel: Antiautoritäre Erziehung

Autor: Probst, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-994747

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Antiautoritäre Erziehung *

Prof. Dr. Ernst Probst, Basel

Ein Taschenbuch mit diesem Titel wird zurzeit gut verkauft. Man könnte daraus schliessen, es leide jung und alt unter besonders harten und strengen Behandlungsmethoden, obwohl in Anbetracht des Mangels an Arbeitskräften die Macht des «Herrn im Hause» weniger als früher betont wird.

Die Abneigung gegen alles Autoritäre hat sich wohl aus anderen Gründen so stark verbreitet. Sie war zwar immer da, weil die Schwächeren den Stärkeren gegenüber immer ihren Anspruch auf ihre persönliche Unabhängigkeit zu verteidigen hatten. Erschütternde Vorgänge bei der Verfolgung von Unschuldigen haben jedoch die Aufmerksamkeit auf die allgemeine Frage gelenkt, innerhalb welcher Grenzen ein Untergebener seinen zivilen und militärischen Vorgesetzten Gehorsam schuldig sei und wo er seinem eigenen Gewissen zu folgen habe.

Die Erinnerung an die Greuel jener Verfolgungen wird durch die Berichte über Gerichtsverhandlungen gegen entdeckte Kriegsverbrecher auch weiterhin wachgehalten. Dort wird mit eindringlicher Deutlichkeit sichtbar, zu welchen Exzessen ein blinder Gehorsam ganze Scharen von früher unbescholtenen Menschen zwingen kann.

Es ist selbstverständlich, dass nun jedermann der Wiederholung solcher Vorgänge vorbeugen möchte. Man sucht deshalb überall nach Erziehungs- und Führungsmethoden, welche geeignet sein könnten, die Bereitschaft zur Uebernahme der persönlichen Verantwortlichkeit zu fördern. Ein Buchtitel, welcher die Möglichkeit einer autoritätsfreien Erziehung verspricht, kommt nun diesem Wunsche entgegen und reizt zum Lesen.

Das Heim «Summerhill» wird da als ein Beispiel einer sehr freiheitlichen Erziehung geschildert. Es wirkt zweifellos anregend und stellt die Leser vor die Frage, ob die dort geltenden Erziehungsregeln sich auch ausserhalb dieses Heimbetriebes in den Familien und in den Schulen verwirklichen lassen.

Man kann daraus manches lernen. Wer selbstkritisch genug ist, wird jedoch erkennen, dass die Mitarbeiter in Summerhill eine ganz ausserordentliche Aufopferungsfähigkeit aufbringen. Ob auch er zu solcher Aufopferung fähig wäre, wagt er kaum restlos zu bejahen. Vielleicht kann er eine Strecke weit mitgehen. Aber er wird nicht erwarten, dass in seinem Bereich alles ohne Autoritätskonflikte verlaufen könnte. Solche Konflikte ergeben sich ja auch in jenen vergleichsweise idealen Verhältnissen.

Weniger Kritische bleiben in ihrer Begeisterung für das vielversprechende Schlagwort «Antiautoritäre Erziehung» stecken. Sie reden so darüber, als ob es ganz einfach wäre, diesem Leitbild auch persönlich zu folgen. Es wäre schade, wenn von der ganzen Diskussion nichts als dieser Weckruf übrigbleiben würde.

Solche Weckrufe bleiben allerdings nicht ganz wirkungslos, wenn sie in eine gerade bestehende Krisensituation hineingeworfen werden. Man braucht nur an die drei Devisen der Französischen Revolution zu denken. Die drei Schlagworte liberté, égalité und fraternité sind jetzt fast 200 Jahre alt, aber sie sind keineswegs vergessen. Jedes von ihnen verspricht eine bessere Zukunft: Freiheit von Zwang, Gleichheit der Rechte und Brüderlichkeit im Zusammenleben.

Freiheit und Gleichheit haben sich in der Praxis nie zu einer Einheit verbinden lassen. Die Starken haben es immer verstanden, sich als freie Menschen gute Positionen zu verschaffen. Gleichheit wurde vom Kommunismus her versprochen, doch haben sich auch in den «volksdemokratischen» Ländern grosse Unterschiede in den Machtverhältnissen zwischen den Arrivierten und den Nichtarrivierten ergeben. Dennoch ist das Wunschbild von einer idealen Gesellschaftsordnung lebendig geblieben, in welcher alle zugleich frei und gleich sein könnten. Es wirkt jedesmal als leuchtendes Ziel, wenn tiefgreifende Reformen einer bestehenden Ordnung angestrebt werden.

Von Brüderlichkeit hat man weniger gesprochen. Sie stellt Anforderungen an den einzelnen, der zu Verzichten bereit wäre, während Freiheit und Gleichheit von der Allgemeinheit her geschenkt werden müssten.

Ähnlich wie mit den Idealen der Französischen Revolution verhält es sich mit dem Idealbild einer «antiautoritären» Erziehung. Auch dieses geht aus dem Wunsche nach einem konfliktfreien Zusammenleben hervor, und auch es ist geeignet, grosse Zukunftshoffnungen zu erwecken.

Auf dem Gebiet der Erziehung scheint es einfacher als in der Gestaltung des Staates zu sein, die bestehenden Spannungen zu überwinden. Hier handelt es sich ja nur um kleine, schicksalsverbundene Gruppen: Eltern und Kinder, Lehrer und Schüler, Erzieher und Zöglinge.

Auch hier besteht allerdings die Gefahr, dass die Stärkeren sich den Schwächeren gegenüber zu sehr auf ihre Macht stützen und diese gelegentlich auch missbrauchen. Deshalb ist es auch in diesen besser übersehbaren Verhältnissen oft schwer, ein gutes und dauerhaftes Einvernehmen zu schaffen. Wo naturgegebene Unterschiede vorhanden sind, bleibt die menschliche Klugheit allzuoft nur ein unzulängliches Hilfsmittel.

Wer stärker und geistig reifer ist, steht dem Schwächeren und dem weniger Gereiften gegenüber selbstverständlich in einer Machtposition, selbst wenn er das gar nicht wünschen sollte. Väter und Mütter möchten zwar gerne jung bleiben oder wenigstens als jung gelten. Sie bleiben jedoch ihr ganzes Leben lang zwanzig, dreissig oder mehr Jahre älter als ihre Kinder. Solange sie nicht von Altersgebresten geplagt werden, verspüren sie die weite Altersdistanz allerdings nur in seltenen Momenten. Für ihre Kinder jedoch bleibt der Abstand immer gross. In ihren ersten Lebensjahren erscheinen diesen die Erwachsenen wie Riesen und Zauberer: als Riesen, von denen sie ohne Mühe auf die Arme genommen werden, und als Zauberer, die mit tausend Schwierigkeiten im Handumdrehen fertig werden, welche den Kleinen als «unüberwindbar» erscheinen. Darum bleiben Vater und Mutter auf Jahre hinaus «Autoritäten». Zwar lehnen die Kinder sich gelegentlich gegen unangenehme Autoritätsansprüche auf. Das hilft ihnen jedoch nur vorübergehend über das Gefühl hinweg, den Erwachsenen gegenüber recht machtlos zu sein. Autorität bleibt eine Tatsache, auch wenn sie nicht extra gesucht wird.

Der Stärkere ist stets versucht, seine grössere Macht gegenüber dem Schwächeren einzusetzen. Er kann dadurch in der Familie, in der Schule, im Militär oder im Erwerbsleben eine gewisse Fügsamkeit der Unterlegenen erzwingen. Ein friedliches Einvernehmen vermag er dadurch nicht herbeizuführen, wohl aber ein gewisses Mass und eine gewisse Dauer von Ruhe und Ordnung.

---

* Aus «Im Dienste der Gesundheit», Nr. 4, Basler Lebensversicherungsgesellschaft.

Seine autoritative Haltung provoziert anderseits den passiven oder den aktiven Widerstand der Beherrschten. Die künstlich geschaffene Ruhe und Ordnung erscheint diesen als ein schlaues Druckmittel der Mächtigen. Fügsam Gewordene verwandeln sich dann in Aufsässige und Rebellische. So kann der Machteinsatz zum Gegenteil des Erstrebten führen.

Machtbesessene blicken nur selten über die Gegenwart hinaus. Ihnen geht es zu einseitig darum, ihre Position in jeder Situation zu erhalten und zu erweitern. Auch sie haben allerdings den Wunsch, ihre Kinder möchten sich einmal im Lebenskampf bewähren. Sie denken jedoch zu wenig daran, dass das selbständige Handeln und Denken den Mehrjährigegewordenen nicht als selbstverständliches Geschenk der neuen Entwicklungsphase zuwachsen wird. Das Selbständigwerden will gelernt sein. Eine gewisse Spanne für selbständige Entschliessungen muss deshalb schon im Kindesalter offenbleiben.

Weiterdenkende Erzieher geraten deshalb fortwährend in Situationen, in welchen sie zwischen dem Einsatz ihrer Autorität und dem Gewährenlassen zu wählen haben. Der Ordnung zuliebe möchten sie die Führung behalten, und im Hinblick auf die spätere Durchsetzungsfähigkeit ihrer Kinder möchten sie diese auch an eine gewisse Selbstverantwortlichkeit gewöhnen. Deshalb greifen so viele gerne zu Erziehungsschriften, welche die Möglichkeit einer «autoritätsfreien Erziehung» versprechen.

Jeder Mensch strebt nach einem «Platz an der Sonne». Keiner möchte sein Leben lang im Schatten von anderen stehen. Daraus ergeben sich in jedem Zusammenleben Konflikte. Diese Konflikte können manchmal zu heftigen Machtkämpfen werden, bis zu blutigen Kriegen. Aber der Kampf von allen gegen alle ist nicht der volle Inhalt des menschlichen Suchens nach dem «Platz an der Sonne». Ein zweiter Grundtrieb zielt auf gegenseitiges Einvernehmen. Er schafft Sympathie, Friedensbedürfnis und Helferwillen. Abwechselnd tritt bald dieser Drang zur Anpassung und bald wieder das Streben nach Selbstbehauptung in den Vordergrund. Wenn beides ins Gleichgewicht kommt, bleibt die Gesamtsituation für alle erträglich.

Der «Platz an der Sonne» ist immer bis zu einem bestimmten Grade auch eine Machtposition. Diese vermittelt das Gefühl, dass man mit gutem Recht etwas zu sagen und etwas zu fordern hat. Der Versuch zur Durchsetzung von Führungsansprüchen schafft immer Konflikte, weil keiner der Beteiligten leicht auf seine Ansprüche verzichtet.

Wo eine Erziehungssituation besteht, sind Autoritätsansprüche immer vorhanden. Der Erfahrene glaubt da besser zu wissen, was für den Unerfahrenen gut ist, und er versucht durch strengere oder auch mildere Mittel durchzusetzen, was er für richtig hält.

In der Auseinandersetzung zwischen Erwachsenen und Kindern ergibt sich der Anschein, die Kinder befänden sich als die Schwächeren ganz selbstverständlich im Nachteil. Aber dieser Anschein kann trügen. Es gibt viele Kleinkinder, die schon in ihrem ersten Lebensjahr versuchen, sich die Eltern dienstbar zu machen. Einige werden dadurch zu alles beherrschenden Haustyrannen. Der unbeteiligte Zuschauer mag sich dabei an den Ausspruch von Bernard Shaw erinnern, nach welchem die Erziehung in einem ohnmächtigen Versuch der älteren Generation bestehe, sich der jüngeren gegenüber ein Stück Freiheit und Unabhängigkeit zu sichern. Durchsetzungsfähigkeit ist eine angeborene Charaktereigenschaft, nicht die Begleiterscheinung einer bestimmten Altersstufe.

Bei den Orientalen gilt es als verächtlich, wenn jemand nicht in jeder Lebenslage «sein Gesicht wahrt». Wer seine ruhige Grundhaltung aufgibt, wer seine Würde als Einzelner nicht bis zum Letzten verteidigt, oder wer gar in ein hysterisches Getue ausbricht, «verliert sein Gesicht». Wir würden sagen, er erleide einen Schaden an seinem Ansehen.

Europäer, welche in jenen östlichen Ländern leben, sagen uns immer wieder, die zur Schau getragene wirkliche oder vorgespielte Selbstsicherheit sei äusserst schwer zu durchschauen. Ein stetes Lächeln verdecke die wahren Gefühle und die wahren Absichten. Man stehe da wie vor einer Maske. In den Gesichtern zu lesen sei für einen Fremden nahezu unmöglich. Wir Westlichen halten ein solches Lächeln gerne für ein Anzeichen der Unaufrichtigkeit. Aber wir deuten es sicher nie ganz richtig. Es bietet zwar oft eine Hilfe, wenn ein Gesprächspartner überlistet werden soll. Darüber hinaus ist es jedoch auch ein Ausdruck des Willens, die Affekte zu beherrschen und seine Würde als Persönlichkeit zu wahren.

Das Festhalten an seiner Würde betrachtete man auch bei uns noch zur Zeit unserer Grossväter als etwas Notwendiges und Selbstverständliches. Man betonte da sein Besonderssein durch eine korrekte, altersgemässe Kleidung, durch ein schickliches Reden und durch ein gemessenes Benehmen. Das war alles gewiss nicht aufrichtiger als das Lächeln der Orientalen. Die Jungen entdeckten jedoch, dass diese Korrektheit auch dazu diente, primitive Aufwallungen, unsaubere Gedanken und unfreundliche oder feindliche Gefühle zu verdecken. Das traditionelle Verhalten erschien ihnen deshalb als verlogen. Volle Aufrichtigkeit begann bei ihnen als eine bessere Lebensregel zu gelten. Als sie dann später Elternpflichten zu übernehmen hatten, hielten sie sich je länger je weniger an die früher geltenden Gepflogenheiten. In ihrem Streben nach Ehrlichkeit gestanden sie sich ein, dass auch sie von kindlichen und jugendlichen Impulsen nicht frei sind. Warum sollten sie in Korrektheit verharren, wenn sie doch lieber jugendlich und burschikos sein möchten? Kameradschaftlichkeit wurde zum Ideal. Wäre nicht jede Unaufrichtigkeit überwunden, wenn man für jung und alt die gleichen Lebensregeln gelten liesse?

Die hochgespannten Erwartungen wurden enttäuscht. Die Idee der vollen Kameradschaftlichkeit liess sich nicht verwirklichen. Unvermeidbar kommt es im Zusammenleben jeden Tag mehrmals zu krassen Veränderungen in der Gesamthaltung. An die Stelle des kameradschaftlichen Entgegenkommens treten immer wieder autoritative Ansprüche und Entscheidungen. Man kann zwar tun, als ob man seinen Idealen wirklich nachleben würde. Aber in der alltäglichen Wirklichkeit geht es immer hin und her, und das wirkt nicht weniger verlogen als die vorgespielte Würde, welche seinerzeit die jüngere Generation in die Opposition trieb. Die Orientalen würden dazu sagen, der Verlust des Gesichtes habe sich gerächt.

Das Machtstreben der heutigen Jugend führt zu Erfolgen, welche früher undenkbar gewesen wären. Sie sind möglich geworden, weil sich die ältere Generation hat aufweichen lassen. Artikel in Wochenblättern, Vorträge an Elternabenden und halbrichtige Theorien aus Erziehungsbüchern haben fort und fort vor dem Gefahren eines führenden Eingreifens gewarnt. «Frustrationen» würden dadurch provoziert, und das führe zum Entstehen von bedrohlichen «Hemmungen». Dieser weitverbreitete Glaube führte viele Unkritische zur Ansicht, es sei wohl besser, nichts zu tun als etwas möglicherweise Falsches. Ob es nicht nur krankhafte, sondern auch gesunde Hemmungen geben könnte, wurde nur wenig erwogen. Das Nachgeben erschien als vorsichtiger, und darunter hat der Wille zum Führen gelitten.

Diesem Gewirr von inneren Unsicherheiten gegenüber haben es die Jungen nicht schwer, wenn sie mit

ihren Begehren durchdringen wollen. In gewissen Gruppen reden sie ganz unbefangen darüber, dass man die Eltern nur «weichmachen» müsse, wenn man seine Ziele erreichen wolle. Ausserdem wird da und dort auch ein rotes Büchlein herumgereicht, welches unter anderem auch Anweisungen zum «Fertigmachen» der Lehrer enthält.

«Weichgemachte» Eltern gewöhnen sich daran, lieber nachzugeben, als weitere Spannungen entstehen zu lassen. Ihre Erpresser erreichen je länger je besser, was sie wollen. Sie bekommen manches geschenkt, was sie aus eigener Kraft erringen müssten, kleinere Vorteile schon früher, grössere später. Auf das jammernde und vorwurfsträchtige «Müden» folgt ein bedrohlicheres Drängen. Man schliesst sich zu Gruppen zusammen, baut Protestmärsche und inszeniert Krawalle. Die «Etablierten» sollen vor einer drohenden Revolution Angst bekommen. Eine revolutionär klingende Sprache wird dabei als Waffe eingesetzt. Man ruft zum Kampf gegen ein «verrottetes Bürgertum», gegen den «Kapitalismus», gegen die «Repressiven», die «Reaktionäre», die «Jugendfeinde», die «intoleranten Moraltanten», die «diktatorischen Behörden», die «sadistische Polizei» und alles, was irgendwie als Gegenkraft empfunden wird.

Diese affektgeladenen Schlagwörter haben eigenartige Wirkungen: die Revoltierenden werden davon eingenebelt wie Betrunkene vom Alkohol. Eine Hochstimmung überwältigt sie, welche zu lärmendem Getue und zu Gewalttätigkeit hintreibt. Die Angegriffenen werden dadurch in anderer Weise beunruhigt. Für sie klingt aus den Vorwürfen ein Stücklein berechtigter Kritik heraus, und sie beginnen zu zweifeln, ob eher ein Festbleiben oder ein Nachgeben geboten wäre. So bewähren sie sich nicht von ferne als jenes feste «Establishment», das ihnen zum Vorwurf gemacht wird.

Die unangenehmen Begleiterscheinungen provozieren allerdings auch Abwehrreaktionen, die manchmal über das vernünftige Mass hinausgehen und den Skandalreportern neuen Stoff liefern. Manche Anzeichen sprechen heute dafür, dass das Getöse der Demonstrierenden die Erzieher und die Behörden zu einer autoritativeren Haltung führen wird. Das wilde Getue hätte dann das Gegenteil des Erstrebten zur Folge.

Eine durchgehend «antiautoritative» Haltung ist unmöglich. Irgend jemand muss bereit sein, Verantwortung zu übernehmen und dieser gemäss zu entscheiden und zu handeln. Den grösseren Teil dieser Verantwortungen wird die ältere Generation zu übernehmen haben. Je mehr sie davor zurückschreckt, desto näher rückt die Gefahr eines wirren Durcheinanders, das sie vermeiden möchte. — Die jugendlichen Weltverbesserer gebärden sich gerne so, als ob sie zur Uebernahme von Verantwortungen bereit wären. Sie nennen sich deshalb gerne «Engagierte». Ihr Engagement beschränkt sich jedoch zur Hauptsache auf das Festhalten an einem lärmenden «Opponieren», mit dem kein persönlicher Einsatz für konkrete Aufbauaktionen verbunden ist.

Unter solchen Voraussetzungen besteht wenig Aussicht auf ein fruchtbares Zusammenarbeiten zwischen den beiden Generationen, nicht einmal für das Hineinwachsen in eine echte Diskussion. Aus einer affektgeladenen Atmosphäre erwächst keine Bereitschaft, Argumente und Gegenargumente sachlich gegeneinander abzuwägen. Der Drang zum Rechthaben erschwert das Zustandekommen einer echten Verständigung, besonders dann, wenn ein paar Teilnehmer bei einem Podiumgespräch einer grossen Zahl von Herbeigeströmten gegenübersitzen. Da wird der wohlgemeinte Versuch leicht zu einem «Happening», wie das gerne genannt wird. Ob Argumente oder Gegenargumente gut fundiert sind, wird dort unwesentlich. Es kommt nur darauf an, wer sich als besonders schlagfertig erweist, wie in einem Boxmatch.

Auch im engen Kreise einer Familie wird das Gespräch gerne zu einem Kampf um die Schlagfertigkeit. Von beiden Seiten her fliegen dabei oft beleidigende und aufreizende Bemerkungen, die mit dem Suchen nach der Wahrheit nichts mehr zu tun haben. Als Sieger fühlt sich schliesslich der Unverbrauchtere, welcher sich weniger in eine sinnlose Aufregung gesteigert hat.

Sachlichkeit gedeiht nicht in einem grossen und nicht in einem kleinen Happening. Sie kann nur dann führend werden, wenn man auf beiden Seiten bestrebt ist, seinen Sprachgebrauch unter Kontrolle zu behalten. «Verstehst du auch, was du sagst» müsste man nicht nur den jungen Eiferern zurufen, sondern auch ihren reiferen Gesprächspartnern. Wie leicht vergessen ja auch diese, dass Wörter wie etwa «kapitalistisch», «imperialistisch», «faschistisch», «Polizeiregime» oder «Establishment» usw. ganz verschiedene Inhalte haben, je nach der Situation, in der sie gerade auftauchen. Für aufgebrachte Oppositionelle sind es nicht viel anderes als Schimpfworte, obwohl sie wie präzise Begriffe tönen. Gereiftere möchten wohl gerne dagegen einwenden, dass genauer gesagt werden müsste, gegen welche konkreten Erscheinungen sich denn die Angriffe richten. Aber sie kontrollieren selbst im Gespräch unter sich ihren Sprachgebrauch zu wenig. Denn sie gehen bequemerweise meist von der Annahme aus, es verstehe jedermann ihre Worte in ihrem persönlichen Sinne. Selbstbesinnung und Selbstkritik kann man den jungen Rechthabern nicht einreden, wenn man über sein eigenes Reden und Denken nicht besser im klaren ist. Der Weg zu den weniger verständniswilligen Partnern muss deshalb zunächst über eine tiefere Selbsteinsicht führen. Vermutlich wären die Jungen zu einer echten Diskussion bereitwilliger, wenn in den Gesprächen der Erwachsenen unter sich eine grössere Klarheit des Denkens in Erscheinung träte.

Selbstbesinnung wird auch zur Einsicht führen, dass alles Bemühen um ein besseres Einverständnis vergeblich ist, wenn die Spannungen zwischen den beiden Generationen zu einer kämpferischen Gegnerschaft werden. Dann bliebe nur noch der Kampf um die Macht übrig. Er lässt sich aber vermeiden, wenn die brüderliche Haltung nicht verlorengeht. Das Wort Brüderlichkeit klingt zwar zurzeit etwas altväterisch, für manche vielleicht schon religiös-sektiererisch. Man darf es daher nicht zu oft wiederholen. Aber es besagt im Grunde doch mehr als der modischere Ausdruck «soziale Gesinnung». Denn Brüderlichkeit verlangt ein persönliches Engagement von jedem einzelnen und damit auch eine gewisse Opferbereitschaft. Opfer vom andern zu verlangen ist aber bequemer als die direkte, brüderliche Hilfe von Mensch zu Mensch.

Man hat Brüderlichkeit oft mit Kameradschaft verwechselt und empfohlen, die Eltern möchten die Kameraden ihrer Kinder sein. Das mag bis zu einem gewissen Umfang richtig sein, aber den Alters- und Reifeabstand kann man nicht überspringen. Brüderliche Hilfsbereitschaft dagegen ist immer möglich, vom Aeltesten bis zum Jüngsten hin. Sie schafft Vertrauen, menschliche Nähe und wirkt gemeinschaftsbildend. Wo dieses Vertrauen sich aufbaut und erhalten bleibt, verlieren viele Meinungsverschiedenheiten ihr Gewicht, und die Wege zur Verständigung bleiben offen. Krisenzeiten kann es dennoch geben. Aber Krisen brauchen nicht zu Dauerkrisen zu werden. Brüderliches Vertrauen, allen Enttäuschungen zum Trotz, schafft eine Atmosphäre, in welcher tiefgehende Spannungen kein langes Leben haben.